

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

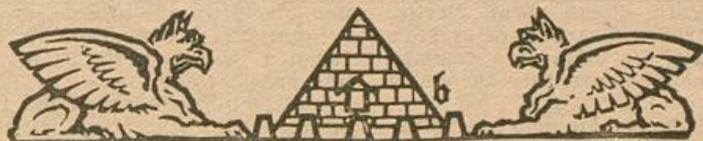
**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1934**

14.1.1934 (No. 2)

# Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

23. Jahrg. Nr. 2



14. Januar 1934

## Franz Hirtler / Von Meßkirch bis Granada

Zum 100. Gedenktag der Uraufführung des „Nachtlagers in Granada“ am 13. Januar 1834.

Meßkirch, das badische Amtstädtchen liegt inmitten jenes merkwürdigen Auswuchses, den wir an der Stiefelgestalt unseres Landes in der Nähe der Fußspitze bemerken. Fruchtbares Land, Schwabenland, in Weltabgeschiedenheit träumendes Land. Dort konnte wohl Gutes, Kerngesund aufwachsen, ein deutsches Wesen aufblühen, das herb und lieblich zugleich ist, ohne viel Aufhebens von sich zu machen, echt und recht. Das im Mittelpunkt der alten Stadt gelegene Schloß erinnert an die einstigen Inhaber, an die Grafen von Zimmern, deren skandalfreie Chronik uns so hübsche Einblicke in die Kultur des Mittelalters gibt. Der Meister von Meßkirch, ein Maler, dessen Namen niemand mehr ergründen konnte, dessen Seele aber in dem berühmten Meßkircher Dreikönigsbild klar vor uns steht, gibt dem Städtchen einen Platz in den Registern der Kunstgeschichte. Ulrich Megerle, der unter dem klangvolleren Namen Abraham a Santa Clara dem heiteren Völkchen der Wiener Stadt die Hölle heiß machte, stammt auch aus jener Gegend, aus Kreenheinstetten, eine Wegstunde hinter Meßkirch gelegen. Und zwei Männer unserer Gegenwart: der Freiburger Erzbischof Dr. Konrad Gröber sowie der Philosoph Martin Heidegger, einer der bedeutendsten Denker unserer Zeit, haben in Meßkirch ihre Heimat. Man muß vor diesem Städtchen alle Achtung haben, denn es hat aus seiner Abgeschiedenheit viel Wertvolles in die Welt hinausgeschickt. Es hat im 18. Jahrhundert gar ein Musikgenie der Welt geschenkt, das uns mit seinen frischen romantischen Klängen angenehm in die friedvolle Wiedermeierzeit verzaubert. Es wird keinem Heimatschwärmer einfallen, aus ihm einen badischen Beethoven machen zu wollen, aber wir nennen diesen Namen doch nicht ohne Stolz, denn dieser Meßkircher Müllerssohn ist vielleicht der einzige Badener, der in der Blütezeit der romantischen Oper auf der Bühne Erfolge errang, überhaupt einer der ganz wenigen schwäbisch-alemannischen Tonsetzer. Es ist auch heute noch lohnend, den Klangebildern zu lauschen, die dieser lebenswürdige deutsche Meister in die Welt gesetzt hat, besonders der Oper „Das Nachtlager von Granada“, deren Vorspiel eines der volkstümlichsten Orchesterstücke ist.

Die Patronin der Tonkunst ist die heilige Cäcilia. Nicht jedem Menschentum, das an ihrem Tag, dem 22. November, geboren ist, kann die Heilige die Gabe musikalischer Schöpferkraft mitgeben. Das wäre zuviel des klingenden Segens für die lauschende Menschheit. Aber wenn man von einem namhaften Musikus weiß, daß er an diesem Tag das Licht der Welt erblickte, dann scheint dies eine besondere Bedeutung zu haben. Konradin Kreuzer darf sich solch eines bedeutungsvollen Geburtsdatums erfreuen. Die lieben Verwandten, die am gleichen Tage bei der Taufe zugegen waren, waren sich dessen bewußt; sie ahnten etwas von der musikalischen Berufung des kleinen Täuflings und erhofften, daß er einstens ein guter Kirchensänger werde.

Der junge Kreuzer verlebte seine Jugendtage träumerisch und seltsam in der Meßkircher Talmühle, die ein Fürstlich-

Fürstenbergisches Erblehen war. Die von rauschenden Wassern, zwitschernden Vögeln und flüsterndem Erlengebüsch umwobene Mühle ist der Ort, an dem sich die Kindheit des späteren Musikers abspielte.

Schon als achtfähriger Bub machte Konradin die Ahnung seiner Taufpaten wahr: er sang in der Kirche mit schöner, heller Sopranstimme die Solopartien des Meßgesanges. Und weiter ging nun die Fahrt ins Wunderreich der Musik. Der Chorregent Nieger von Meßkirch nahm sich seiner an und erteilte dem Knaben den ersten Musikunterricht. Mit neun Jahren verläßt Konrad den heimatischen Mühlgrund; er kommt auf die Lateinschule des Klosters Zwiefalten, und 1796, als das Kloster geschlossen wurde, zu den Prämonstratensern nach Schussenried. An beiden Orten nützt er jede Gelegenheit zu seiner musikalischen Weiterbildung.

Aber der ursprüngliche Wunsch der Mutter, Konradin möchte Pfarrer werden, ging nicht in Erfüllung; in Freiburg mußte der ganz der Tonkunst ergebene junge Mann sich sehr gegen seinen Willen einem „ernsthafteren“ Studium als dem der Musik widmen. Er wählte auf Geratewohl das der Rechte, aber zu einem Abschluß wurde dieses nicht gebracht. Der Freiburger Studiosus dachte nicht daran, ein Examen zu machen. Er habilitierte sich in seinem künftigen Fach dadurch, daß er eine kleine Oper mit dem Titel: „Die lächerliche Werbung“ schrieb, die in Freiburg im Jahre 1800 aufgeführt wurde, wobei der Komponist selbst die Tenorpartie sang. Nun willigte endlich der Onkel und Vormund ein, daß Konradin sich ganz der Musik widmen durfte. Damit begann nun die Wanderfahrt dieses Lebens. Vom Wasser der Talmühle hatte er es vielleicht gelernt, das von der Ablasch den Weg findet bis zur Donau und zum Schwarzen Meer. Eine erste Kunstreise führte ihn nach Konstanz, Zürich und Basel, wo er als Sänger, Klavirettist und Klaviervirtuose auftrat. Im Jahr 1804 erfüllte sich sein innigster Wunsch, er konnte nach Wien, der Hauptstadt der musikalischen Welt, übersiedeln.

Dort lebten Haydn und Beethoven, zu denen Kreuzer auch bald in Beziehung trat. Albrechtsberger, der einstige Lehrer Beethovens, gab nun auch dem hoffnungsvollen Schwaben mehrere Jahre lang musiktheoretischen Unterricht. Opern und Oratorien entstehen, aber der große Erfolg bleibt vorläufig aus. Nur mit seinen Aulandliedern („Das ist der Tag des Herrn“ ist am bekanntesten) fand er auf Konzertreisen begeisterte Zuhörer. Die Wiener Zeit war manchmal mit Geldsorgen erfüllt, doch kam ihm, wenn es schlimm wurde, aus Meßkirch Hilfe. Einmal ging von dort eine Fuhr mit Lebensmitteln, Kleidern und Möbeln nach Ulm und dann auf der Donau weiter nach Wien zu dem der Musik beflissenen Schwabensohn.

Aber auch in Wien war ihm keine bleibende Stätte gegönnt. Seine in Stuttgart aufgeführte Oper „Konradin von Schwaben“, deren Wiederaufführung nach zeitlicher Neubearbei-

tung das Stuttgarter Landestheater kürzlich in Aussicht stellte, trug ihm darauf die dortige Hofkapellmeisterstelle ein. Er verheiratete sich, kam wieder ins Wandern, wurde Hofkapellmeister in Donaueschingen, wo er das Musikleben zu reicher Blüte brachte, an dem niedlichen Hoftheaterchen einige seiner Opern aufführte, aber sich trotz guter Einkünfte nicht endgültig festsetzte. Wieder zieht es ihn nach Wien, wo er zunächst eine Kapellmeisterstelle am Kärntnertheater und dann am Theater der Josefstadt erhält. Hier entstanden nun die Werke, die heute noch lebendig sind, viele Männerchöre, die Oper „Das Nachtlager in Granada“ und die Musik zu Raimunds Zauberdrama „Der Verschwendter“. Es war der Höhepunkt seines Lebens, und nun erntete er überall Ruhm und Ehren aller Art. Der Erstaufführung am K. K. privilegierten Theater in der Josefstadt am 13. Januar 1834 war unter der Leitung des Dirigenten ein glänzender Erfolg beschieden. Das Finale des ersten Aktes mit dem Chor „Schon die Abendglocken klingen“ machte tiefen Eindruck, ebenso das Duett des Jägers mit Gabriele. Der Komponist wurde wiederholt gerufen. Es folgten in kurzen Abständen weitere Aufführungen in allen großen Theatern. Karlsruhe und Mannheim folgten im Jahre 1838. Trotz dieser und weiterer Erfolge vermochte Kreuzer auch jetzt nirgends eine seiner würdigen Stellung zu erhalten. Weitere Stationen dieses unruhigen Lebens waren Köln, Paris, Genf, Berlin, Prag, Hamburg und Riga. Nach trüben Tagen starb er dort. Als die deutschen Soldaten im Weltkrieg Riga eingenommen hatten, ließen Meßkircher Kunst- und Heimatfreunde an seinem Grab einen Kranz niederlegen.

Die Gesangvereine landauf und landab, die auch den schlichten Bürger zu einem Mitschaffen am Werke der Kunst heranziehen, wissen, was sie an den Chören des Meßkircher Meisters haben: Musterbeispiele jener Art von Werken, deren Sinn es

ist, einzuführen in eine gehobene Welt jenseits der Angelegenheiten des Alltags. Das ist nicht wenig.

Die Oper „Das Nachtlager in Granada“ hat es heute freilich nicht mehr so leicht sich durchzusetzen wie einstmal. Mit Ausnahme der bewegten Kampfszene im zweiten Akt ist das Werk wenig dramatisch, schwelgt aber in romantischen Wald- und Mondscheinstimmungen. Die Musik bewegt sich in den Formen der damaligen französischen Oper, ihr Gehalt ist aber so deutsch wie der des „Freischütz“. Kaum in Andeutungen ist Spanisches im „Nachtlager“ zu spüren.

In Granada, der Hauptstadt jener Landschaft, in der das Nachtlager spielt, hatte wohl nie jemand eine Ahnung von der Existenz eines solchen Werks, das in Deutschland ihren Namen bekannt machte. Aber in Meßkirch, wo man im Sommer des Jahres 1931 dem Meister Kreuzer ein schönes Fest bereite, dachte man damals an jene Stadt fern im Süd, im schönen Spanien. Ein Freund der Kunst Kreuzers schrieb in schönstem Spanisch einen Brief an den Magistrat der Alhambra-Stadt mit der Mitteilung, daß man an diesem Tage auch der Stadt gedanke, deren Namen den Titel des Hauptwerkes von Konradin Kreuzer schmückte. Und es geschah, daß dieser Magistrat in den lebenswürdigsten Worten und in echt spanischer Grandezza antwortete, herzlichst dankte für die erwiesene Aufmerksamkeit und die Bitte aussprach, man möge das besagte, dort unbekanntes Werk einsehen; die Stadt werde für die Kosten aufkommen. Hierauf erfolgte die Zusendung des Klavierauszugs und des Textbuches.

Wie einstmal ein Kessel mit heißem Hirsebrei auf glühendem Sauff eine freundschaftliche Verbindung herstellte zwischen Zürich und Straßburg, so tat es diesmal die köstliche Oper unfers heimatischen Meisters Konradin Kreuzer zwischen Meßkirch und Granada.

## W. G. Desterling / Der vergessene Erzähler Friedrich Heinrich Wilhelm

Der badische Altertumsforscher Karl Wilhelm, seinerzeit Pfarrer in Sinsheim, hat unlängst aus der Feder von Ernst Wahl sein verdientes biographisches Denkmal erhalten (1933 \*).

Die folgenden Zeilen gelten seinem Zwillingbruder, der, wie schon Goedeke in seinem Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung Band 10 (Seite 253) bemerkt, „mit Unrecht“ vergessen ist. Zum Verschwinden seines Namens mag wohl der selbstverschuldete Umstand beigetragen haben, daß er sich auf keinem seiner Bücher nennt. Auf den meisten gibt er nur an: vom Verfasser von „Wahl und Führung“.

So hieß sein erster großer erfolgreicher, aber gleichfalls anonym erschienener Roman, der mit all seinen romantischen Abenteuer und zeitgeschichtlich aufschlußreichen Begebenheiten ein feinsinniges und tiefangelegtes Buch ist, dem „sich gleich beim ersten Erscheinen viele Herzen freundlich aufstaut“, (wie die Heidelberger Jahrbücher der Literatur XII, 1819, S. 1124 vermelden), ohne daß sie wußten, wem sie die wertvolle Gabe verdankten. Es heißt mit seinem vollen, typographisch geschmackvoll gedruckten Titel „Wahl und Führung oder Religion und Fanatismus in romantischer Darstellung“. Leipzig 1818. Sein Kern ist eine gründliche Auseinandersetzung zwischen fanatischem Katholizismus und religiösem Protestantismus, wobei der Autor, wie man bald inne wird, mit ganzem Herzen auf evangelischer Seite steht und schließlich in einer vertrauensvollen Gläubigkeit und tiefen Humanität das Ziel und Glück des Lebens sieht. Kennerlich genommen ist es ein Reise- und Bildungsroman in der Art des Wilh. Meißner oder des Jung-Stilling'schen „Heimweh“. Jung-Stilling und sein hilfsbereiter grauer Mann scheinen als Vorbild zu der Gestalt des Geistlichen und Augenarztes Theodor, der alles zum Guten leitet, gebietet zu haben. Um den aus einseitigem Blickwinkel gesehnen Katholizismus und seine Einrichtungen recht wirkungsvoll darzustellen, läßt Wilhelm drei junge deutsche Männer nach Rom reisen, dort in vornehmer und kirchlicher Gesellschaft kommen und nun allerlei Liebes-, Religions- und Geisterkonflikte durchmachen, wobei es auch an einem hinterhältigen Dolchstoß, wie er zu einem rechtschaffenen Roman gehörte, keineswegs fehlt. Comer-See, die Schweiz, die napoleonischen Kriege und schließlich das Neckartal geben den räumlichen und zeitlichen Hintergrund der weiteren Entwicklung mit ihren ausgiebigen klugen Gesprächen über Literatur, Kunst und Religion, deren weitester Schluß und tiefster Kern auf das Leben in Gott und die Ergebung in seinen Willen hinweisen. Das Thema des religiösen Uebertrittes, genährt durch des Grafen Friedrich Leopold zu Stolberg Konversion und andere Vorkommnisse der Zeit, spielt eine große Rolle, bis der eine

der drei Freunde das erkenntnisvolle Fazit zieht: „Am Ende bedarf es eines Uebertrittes nicht, sondern nur eines Zurücktrittes zu Christus“.

Es erhellt aus der ganzen Anlage des zweibändigen Romans, daß sein Verfasser ein evangelischer Geistlicher von vielseitiger Bildung sein müsse. Das war Wilhelm in der Tat. Er und sein Zwillingbruder Karl Wilhelm entstammten einem Geschlecht von Pfarrern. Auch der Vater amtierte als Pastor, und zwar in Glan-Oberrhein in der Pfalz. Die Mutter war aus Heidelberg gebürtig, und hier kamen 1786 die beiden Knaben zur Welt, die auch ihrerseits wieder Theologie studieren sollten. Zunächst verbrachten sie ihre Jugend noch auf dem linken Rheinufer und lernten dort die Schrecken der Revolutionskriege kennen, bis der Vater die Pfarrei Hilsbach bei Sinsheim erlangte. Die Söhne besuchten hierauf das Gymnasium in Heidelberg, dann von 1804 an die Universität und machten 1807 ihr Examen. Karl kam zunächst nach Hilsbach und von 1819 an bis zu seinem Tod nach Sinsheim, wo er sich neben seiner seelsorgerischen Tätigkeit als Altertumsforscher große Verdienste und einen bekannten Namen erworb. In der Tochter des Dekans Wittich in Mauer an der Elsenz lernte er seine Gattin kennen. Im gleichen Pfarrhaus fand auch unser Heinrich Wilhelm seine Lebensgefährtin; es war dies Katharina Gräfin von Ottweiler, die 1786 geborene Tochter Ludwigs, des letzten Herzogs von Nassau-Saarbrücken (der 1769—93 regierte) und seiner unebenbürtigen zweiten Gemahlin, der schönen Bauerntochter Katharina Rest, die 1783 vom Kaiser zur Reichsgräfin von Ottweiler erhoben worden war. Die Revolution vertrieb die fürstliche Familie von ihrem ins Bankrott geratenen Herrscherthum nach Mannheim, und später kam die Tochter Katharina zu Pfarrer Wittich nach Mauer in Pension, wo Heinrich Wilhelm in ihr Leben trat und sie heiratete. Dem liebevollen Gatten wurde sie schon im Jahr 1818 durch den Tod entzogen. Der Schmerz um diesen Verlust durchzieht Wilhelms zweites Buch „Bilder aus dem inneren Leben“, 1819, eine Sammlung von einzelnen Gedichten und Legenden, die durch eine Rahmenerzählung zusammengehalten werden. In dieser Rahmenerzählung gibt der Autor ein Bild von dem schönen Freundes- und Kollegenkreis, in dem er wirkte. Die erste Geschichte „Die Verklärte“ ist völlig dem schmerzumsflorten Gedächtnis der entschwundenen Gemahlin geweiht. Ihre eigenen Aufzeichnungen über ihr Leben am väterlichen Hof bilden den Grundstock dieser biographischen Novelle, auf die man wohl den Satz anwenden darf, der Seite 134 ausgesprochen wird: „Was wirklich aus dem innern Leben des Gemütes geflossen, das bleibet ewig frisch und neu.“ Zwei echt romantische Erzählungen und eine Begebenheit aus dem Pfarrleben leiten über zu den zwei Neckartaler Bersiegenden Rothburga und Minna von Horneck, von denen die erste 1823 von F. J. von Keller-Schleithelm poetisch überarbeitet worden ist.

\*) Vgl. Pyramide Nr. 20.

H. v. Wilhelmi war inzwischen in Eppingen, Pforzheim und Mosbach als Lehrer und Geistlicher tätig gewesen und kam 1826 an das Gymnasium Heidelberg, dessen evangelischer Direktor er jahrelang war. (Die Anstalt ist durch Verschmelzung des reformierten und des katholischen Gymnasiums entstanden und hatte zwei Leiter, von denen der eine sich zu dieser, der andere zu jener Konfession bekannte.) Als Schulmann schrieb er eine Reihe von Programmbeilagen, die teilweise das Gebiet der Aesthetik betreten und ein feines Verständnis in diesen Dingen bezeugen. Dahin gehört auch seine Abhandlung über das Kirchenlied (1824): „Von dem geistlichen Liede, besonders den älteren Kirchenliedern“, eine Vorstudie zu seiner Auswahl von geistlichen Liedern, die 1825 unter dem Titel *Liederkrone* erschien und den poetisch-erbaulichen Stoff seit der Reformation bis etwa 1750 nach Materien geordnet darbietet. Eine weltliche Anthologie folgte 1848, „Die Lyrik der Deutschen von Goethe bis auf die Gegenwart“, aus zweihundert damals modernen Dichtern ausgewählt, unter denen man schon Gottfried Keller, Mörike, Hebbel und Annette von Droste-Hülshoff findet. Inzwischen war Wilhelmi auch weiterhin schöpferisch tätig gewesen. Ein Roman „Cölestin, der Mönch und der Mensch“ (1821), wandelt wieder auf religiösem Gebiet und schildert einen frommen priesterlichen Mann, der aus Gewissenszwang und Liebe seinem Stand entsagt, Schweres erduldet und

verzichten lernt. (Besprechung in *Jenaische allg. Literatur-Zeitung*, März 1822, Nr. 56.) „Die Seefahrer“ sind ein Abenteuer-Roman, der mit Einschluß einer Robinsonade in ferne Landstriche führt, aber wiederum zu weisen Lebensregeln leitet, die aus der Tiefe des menschlichen Empfindens geschöpft sind. (Besprechung in „*Charis*“ 1824). Etwas breit und uninteressant geratene „*Zeichnungen nach der Natur*“, entworfen auf einer Reise in die Schweiz, folgen 1829 und noch eine Anzahl von erzählenden Beiträgen in Almanachen u. dgl.; z. B. in *Cornelia* 1822 und 1823, *Aurora* 1823, im *Gesellschafter* 1818 bis 1824 und 1826, schließen sich an, ohne dem Bild des Dichters neue Züge einzuprägen.

Im Jahr 1844 wurde H. v. Wilhelmi badischer Hofrat, trat 1853 in den Ruhestand und siedelte nach Baden-Baden über, wo er 1860 gestorben ist. Evangelische Leserkreise finden in seinen Schriften gewiß noch heute viel Ansprechendes und Erbauendes von mehr als alltäglichem Rang. Ein charakteristisches Wort von Heinrich Voss mag zum Schluß noch angeführt sein. Dieser schrieb 1819 an den romantischen Dichter De la Motte-Fouqué von dem „herrlichen Wilhelmi“: „er ist als ein glänzendes Gestirn an unserem poetischen Himmel erschienen, und jedes von ihnen ausgesprochenen Lobes ist er vollkommen wert . . .“

## Wilhelm Schäfer / Der Pudel und die Tabaksdose

Indessen die großen Dinge geschehen, wollen die kleinen auch ihren Schritt machen, und manchmal sind sie im Eifer den großen voraus. Zu der Zeit, da die Franzosen das linke Rheinufer noch im Namen des Kaisers regierten, obwohl der Herbstwind von 1813 schon in den Blättern rauschte, da in den Berichten einzelner Flüchtlinge schon der Kanonendonner von Leipzig über den Rhein drohte und also das Land von den Sturmzeichen der kommenden Ereignisse unruhig war: trat eines Morgens in Bingen ein holländischer Schiffer mit seinem Hund ans Ufer, der wenig von diesen Zeitläuften wußte und am Mesgerstand lediglich ein Pfündchen Fleisch oder zwei einzukaufen gedachte. Er wollte sich gerade mit einem graubärtigen Kahlkopf, der mit dem Hackmesser an seiner Fleischbank hantierte, über ein mageres Rippenstück einigen, als der Handel übel gestört wurde.

Denn unterdessen hatte der schwarze Pudel des Holländers sich am Nachbarstand mit einer Bratwurst kürzer bedient. Als das Heßgeschrei hinter ihm herkam, hielt der Kahlkopf sein Hackmesser noch in der Hand; obwohl ihn der Handel nichts anging, weil es nicht seine Bratwurst war, mochte er aus eigener Erfahrung einen Zorn auf Hunde haben, die mit einer Wurst im Maul davonrennen wollen: mit einem bösen Fluch warf er das Hackmesser nach dem Tier und traf es so quer ins Kreuz, daß es augenblicklich mit gebrochenem Rückgrat hinsank. Der Schiffer, dem sein Pudel auf langen Fahrten vertraut wie ein Mensch geworden war, und der ihn unter dem schweren Messer lautlos fallen und sterben sah, wurde augenblicklich von der Wut gepackt; er warf dem Mesger sein Rippenstück mitten ins Gesicht, und zwar so wuchtig, daß der Betroffene betäubt unter seine Fleischbank zu liegen kam.

Das alles aber geschah blitzschnell, und die Dabeistandenden wollten erst zu lachen beginnen, als schon die Wurst zu retten, der zweite Mesger ankam und seinen Nachbarn hinsinken sah; ihm fuhr der einmal entsachte Zorn in die Fäuste und dem baumlangen Holländer an die Gurgel. Während die beiden sich balgten, wobei der Stand schon halb ineinander brach, kam auch der Kahlkopf wieder zu sich und die von den anderen Ständen sprangen ihm bei, den Holländer zu verbeulen, der bald unter dem Zorn der vereinigten Mesger auf dem nächsten Boden lag. Es wäre nach seiner Gemütsart dabei geblieben, wenn nicht sein Knecht, gerade mit anderen Schifferknechten aus einer Weinwirtschaft kommend, schon im Dampf eines hitzigen Brekenheimers gestanden hätte. Kaum sah er den Flachskopf seines Schiffers unter den Mesgerfäusten hinsinken, als er auch schon hinzuprang; und da ihm die Kameraden, rauflustig wie er, folgten, wurde aus der Prügelei im Handumdrehen eine Schlacht zwischen den Mesgern und Schiffern, der mehr als ein Rippenstück zum Opfer fiel.

In den Ständen waren Frauen und Kinder mit Marktförben gewesen, deren Hilsgeschrei in die Gassen von Bingen hinein scholl, als ob die Kosaken schon durch den Strom schwämmen. Die Gesellen und Lehrlinge in den umliegenden Werkstätten sprangen im Schurzfell heraus, und wer von den Meistern etwa beim Wein saß, ließ sein Glas stehen. Durch den Zuzug der Handwerker wurden die Schiffer bald überwältigt und in eine Flucht geschlagen, die sich über Käbne und Laufbretter unter den Steinwürfen und dem Hohnschrei der Sieger unglücklich genug vollzog.

Unterdessen waren auch schon die französischen Stadtsoldaten alarmiert worden; als sie die Harmlosigkeit dieser Volks-

erhebung erkannten, rückten sie mutig vor. Sie fanden auf dem Schlachtfeld, wo die Mesger ihre verwalteten Fleischbestände vor allzu hilfreichen Händen schützten, als einzigen Verwundeten auf dem nassen Boden den Holländer dazusetzen, dem augenscheinlich ein Arm lahmgeschlagen war, und der mit der ungeschickten Linken seinen toten Pudel streichelte. Er ließ das Tier auch nicht aus der Hand, als sie ihn aufstößerten und gefangen ins Stadthaus abführten.

Da aber hatte der Lärm eine merkwürdige Wirkung gehabt. Der Kommandant der kleinen Besatzung, der ehemals Gemeindeführer in Avignon gewesen war und kaum ein Wort Deutsch verstand, hielt gerade die Feier eines nationalen Jahrestages ab, mit goldenen Schnüren und Orden auf seiner geblähten Brust. Mitten in seine Rede hinein kam der Lärm, und da die zur Feier befohlenen Stadtherren allerlei ahnten, mochten sie es nicht günstig finden, noch auf welcher Seite getroffen zu werden; während der bläßgewordene Kommandant ans Fenster trat und die Seinigen ihm nachdrängten, benutzte einer nach dem anderen die Gelegenheit zur Tür, so daß die Franzosen in dem Stadthausaal wie auf einem sinkenden Schiff blieben und hänglich genug auf den Marktplatz hinunter sahen, wo eine vielfache Uebermacht den einzigen Gefangenen mit dem toten Pudel unter dem Arm eskortierte.

Gerade hatten sie den Holländer eingelocht und der Korporal stand vor dem Kommandanten, Meldung zu machen, als der Spektakel den zweiten Anlauf nahm. Die Schiffer, erbittert von ihrer Niederlage und durch Gerüchte von Toten und Gefangenen gereizt, kamen wieder mit Waffen, wie sie der Augenblick gab, seltsamen Geräten aus vergangenen Kriegen und Schützenfestflinten, doch immerhin kriegerisch genug, den Bürgern Eindruck zu machen, so daß der Haufen sich geschlossen in die Stadt hinein drängen konnte. Als sie in einer rasch wachsenden Menge von Neugierigen gegen das Stadthaus anrückten, wollte der Zufall, daß gleichzeitig die zur Feier bestellten Böllerschüsse auf der alten Burg Klopp abgebrannt wurden, die nun wie Schlachtdonner klangen.

Die Stadtsoldaten hatten schon zum Mittag abgesehnaht, als der neue Lärm sie überraschte; sie hielten es angesichts dieser Bewaffnung für klüger, sich im Wachlokal zu verschansen, und ließen die Menge zur Treppe hinauf drängen. Nur der Korporal oben im Saal, der ein schwarzer Lothringer war, schlug sein Gewehr auf die Schifferknechte ein, die, von der Masse der Nachdrängenden vorwärts genötigt, auf den erschrockenen Kommandanten den Eindruck einer gefährlichen Entschlossenheit machten. Er rief die Waffe des Korporals mit einem scharfen Befehl zurück und sah ergeben zu, wie sich der Saal statt mit wohlgekleideten Stadtherren mit bewaffneten Gestalten füllte, die zum Aeußersten gerüstet schienen. Der Knecht des Schiffers, wie der eine Holländer, machte den Sprecher; und obwohl die Bingenener seine Sprache kaum mehr verstanden als die Franzosen, nickten sie herausfordernd zu jedem Wort.

Der Kommandant fand in der Eile keinen Dolmetscher und stand fassungslos vor dem Aufruhr; so tat er, was auch sonst in Ratlosigkeit seine Gewohnheit war: er holte seine Schnupftabaksdose aus blankem Messing hervor. Es war nur eine Gebärde der Verzweiflung, doch vor der drohenden Menge sah sie wie eine Kaltblütigkeit aus, die bald genug eine seltsame Fügung bewirkte; denn als er, noch immer ratlos, seiner Gewohnheit folgend, dem nächsten zuerst eine Prieße anbot, war das der Schuhmacher Osterwind, den die Bingenener den Fran-

zosenreffer hießen, und der die unvermutete Ehre mit einem unbedachten Dankblick aus seinen wässerigen Trintaugen zu würdigen wußte. Jrgend ein Funke der Einsicht mochte den Kommandanten leiten, als er mit der gleichen Höflichkeit weiterging; und weil es kleinstädtische Leute waren, während der Schreiber von Avignon mit goldenen Schnüren und Orden fast einen leutseligen Landesfürsten vorstellte, spitzten sich die Finger, einer nach dem anderen. So wanderte der Kommandant mit seiner Messingdose den Kreis ab bis zu dem hitigen Knecht des Holländers, der schließlich nichts als seinen Schiffer wollte und darum die Höflichkeit auch nicht verweigerte. Als man sich aber erst einmal auf die Preise und den dazugehörigen Kratzfuß geeignet hatte, verschwanden die Schützenflinten von selber hinter dem Rücken.

Es war der Tag der Vergeltung noch nicht, es war nur eine Seifenblase, durch einen Pudel aus der Stimmung kommender Ereignisse gezogen und mit einer Priße zum Plazen gebracht; denn als der erste Nieser kam, prustete auch schon verstopfenes Gelächter, das bald zur allgemeinen Heiterkeit an-

schwoll, als einer nach dem anderen, nicht gewöhnt zu schnupfen, zu niesen anfang, und also statt der Flinten sich die Nasen der Aufrührer lösten. Bald konnten die Schifferknechte mit dem befreiten Holländer abziehen, der seinen Pudel nicht weniger kopfschüttelnd unter dem Arm trug, als der Kommandant noch immer seine Tabaksdose in der Hand hielt. Die Binger aber, einmal aus ihrem Gewerbesleiß gestört, fanden den Weg zur Arbeit an diesem Tag nicht mehr zurück; aus der Jahresfeier der Franzosen wurde ein Abschiedsfest für die Welschen, wie es ein Witzbold nannte. Und wenn der Kommandant seine gestörte Ansprache auch nicht vollenden konnte, saßen ihrer in den Wirtschaften genug, die den Schaden mit anderen Reden wettmachten, während der befreite Holländer das Laufbrett des Schiffes vom Ufer abgezogen hatte und verdüsterten Gemüts seinen Pudel in den Rhein versenkte, der allein das Dpfer dieser vermeintlichen Volkserhebung geworden war, von deren Gefahr und kaltblütigen Abwendung ein Geheimbericht des Kommandanten noch große Worte nach Paris sandte, indessen dort schon der Kaiser sein letztes Aufgebot raffte.

## Schrifttum und Heimatkunde

### Das Badische Frankenland

Odenwald / Bauland / Taubergrund

Jahresheft 1933 des Landesvereins Badische Heimat, herausgegeben von Hermann Eris Busse, Freiburg i. Br. 320 Seiten mit 350 Abbildungen (Haus Badische Heimat, Freiburg i. Br., gedruckt bei G. Braun, Karlsruhe).

Zum erstenmal erhält das badische Frankenland eine umfassende, tiefgründige und aufklärende Darstellung seines Volkstums, seiner Landschaftsräume, seiner Erdkunde, seiner wirtschaftlichen Belange, seiner Siedlungsformen, seiner Schicksalsgeschichte, seiner Sitte, Kunst und Kultur. Und wir erleben in diesem Buche mit der Vielzahl guter Bilder ein reiches, weites, schicksalgeprüftes, eigenartiges und bisher noch recht wenig bekanntes deutsches Land mit eigentümlicher bäuerlicher und städtischer Kultur, in dem vorab die kleinen ländlichen Amtsstädte Schätze an handwerklicher und kirchlicher Volkskunst, wie auch hoher Kunst aufweisen, und die städtebaulich an sich schon als Kulturgut anzusehen sind, Städte wie Wertheim, Tauberbischofsheim, Buchen und Mosbach zum Beispiel und manche andere. Alle diese fränkischen Städte, um die die bäuerliche Flur sich weitet und deren Gehabe durchaus landstädtisch bestimmt ist, nicht kleinstädtisch, finden in Wort und Bild ihre Würdigung im Frankenheft.

Busse leitet als Gestalter des Werkes mit einem großen Auftrieb ein: „In der Stulpe des badischen Reiterstiefels“. Er formt Antlitz und Seele dieser Landschaft und ihrer Leute heraus, er verkündet das Land in gehobener Sprache und sachlich belehrender Gründlichkeit, indem er die landschaftliche Schönheit, Kultur und Kunst des badischen Frankenlandes offenbart, das sich zusammensetzt aus drei großen Landschaftsräumen: dem Odenwald, dem Bauland, dem Taubergrund. Vor allem gibt er kurze Wesensbeschreibungen der fränkischen Dichter Heinrich Mohr, Josef Dürr, Benno Müttener, Weigand, Karrillon, nennt auch die Musiker und Maler, die Bildner (Niemenschneider) aus alter und neuer Zeit. Er findet mitreißende Ausdruckskraft für das Wesen der Landschaft vorab. Mitarbeiter von Namen und Rang haben sich für das Werk zur Verfügung gestellt, so der Kulturgeograph und Universitätsprofessor in Innsbruck Friedrich Mez, der Franke ist, so der fürstlich-leiningische Domänenrat, Sturmbannführer und im ganzen Reich als einer der genialsten Volkstumsforscher anerkannte Max Walter, so der Geologe an der Heidelberger Universität Prof. Dr. Friedrich Röhrer, so der Urgeschichtsforscher Univ.-Prof. Dr. Ernst Wahle, Heidelberg, so die Lehrer und vorbildlichen Heimatforscher Emil Vaaber, Volksschriftsteller Dr. H. Mohr und andere. Sehr zeitgemäß zur Unterstützung der regierungsseitig geförderten Werbung berichtet Oberlandwirtschaftsrat Dr. F. Meißner über den fränkischen Grünlern — die deutsche Suppenfrucht.

Ganz Hervorragendes und zum erstenmal Dargestelltes brachte Bruno Walter in der Sammlung unter in seiner selbständigen Forschungsarbeit über „Die romanische Kirchenkunst im badischen Frankenland“. Des volksdeutschen Dichters F. A. Schmid-Noerr Erinnerungen an Tauberbischofsheim wird die „Pyramide“ bei erster Gelegenheit als hochgeistiges und doch gemühtiefes und volkstümliches Beispiel dichterischer Erlebnis-kraft, Schau- und Darstellungsvermögens übernehen.

Es finden aber auch Mosbach, Mudau, Buchen, Boxberg, Wallbüren, Abelsheim, Lauda, vor allem Wertheim, und viele andere Stadtschaften ihre Würdigung. Schließlich kommt auch die Familienforschung durch den berufenen Vertreter in Baden, den Oberreg.-Rat im Kultusministerium, Siegfried Federle, zu Wort, der eine „Mainfränkische Ahnentafel“ darbietet.

Die Ausstattung ist schmuck und reich, wie stets in den Veröffentlichungen der „Badischen Heimat“.

### Hermann Eris Busse: „Bauernadel“

(Paul-List-Verlag, Leipzig.)

So heißt nun endgültig Hermann Eris Busse's, des weitbekanntesten Badische-Heimat-Vorsitzenden, Roman-Trilogie aus dem Schwarzwald. Dies stattliche Buch, drei Teile von je 200 Seiten umfassend, heißt richtig so. Denn wo man es aufschlägt, ob an dem „Das schlafende Feuer“ überschriebenen Anfang, ob in der Mitte, die einfach und schlicht die Geschichte von „Markus und Sixta“ erzählt, oder beim Schluß, der die bange Frage „Der letzte Bauer?“ stellt, nirgends reißt der mit jenem stolzen Titel gegebene Leitfaden, überall wächst mit der vielfältigen Kraft einer urgeundeten Landschaftsbildung auch die ganze Pracht und Eigenart dieser einsamen Wälderleute hervor und hindurch. Man mag sonst wohl behaupten, der Bauer sei in allen Teilen der Welt so ziemlich derselbe, und in manchen Bauernromanen ist es leider oft so, daß sich das Landvolk vom Saum des Meeres, von Ost- oder Westdeutschland und selbst vom deutschen Süden bis auf wenige Eigentümlichkeiten kaum unterscheiden läßt, hier aber spüren wir fast auf jeder Seite, wie diese Bauernsöhne hoch droben auf ihren Schwarzwaldhöfen doch ein ganz besonderer Volkstamm geblieben sind und weit stärker als etwa die westfälischen, hessischen, die fränkischen und schwäbischen Nachbarn Bodenständigkeit sich bewahrt haben. Dazu kommt außerdem, daß Hermann Eris Busse ebenfalls fest in diesem Landstrich steht und daß die letzte Größe seiner Erzählungskunst sich dem Leser besonders dort erschließt, wo zwischen Heimateerde und Menschenjoch dann noch in der herrlichen Sprache das eigene Bauernblut leidenschaftlich erwacht.

Den im Dreiklang der Bücher gegebenen Inhalt auch nur fabelmäßig hier näher andeuten zu wollen wäre freilich eine Ungerechtigkeit gegen das Wesentliche der Dichtung, weil sie so ganz von einem einzig mächtigen und dunklen Erlebnisstrom getragen wird. Schon die Aufteilung in drei Bücher ist eigentlich mehr äußerlich; denn kein Teil darf nach seiner Herkunft und Ueberschrift allein bewertet werden, sondern alles, das Personenhafte und Naturhafte, singt das Hohelied vom alemannischen Bauerntum, wie wir es in so kräftiger Sprache und selbstsicherer Ruhe noch nie hörten. Nur ein behutsamer Kenner und Beobachter seiner Landsleute konnte so fern jeder verlogenen Romantik und sentimentalen Versüßlichkeit, einfach und klar, aber gerade deshalb erschütternd echt die an sich so poesiearme Geschichte dieser Hochschwarzwaldhöfe schreiben, die oft jahrhundertlang im Besitz des gleichen alten freien Geschlechts geblieben sind, und wo meist noch heute der aus altväterlichen Familienverhältnissen übernommene Sippengeist residiert. Doch wie sehr und in erster Linie sich der Verfasser natürlich bemüht, für die Erhaltung solch kostbaren Menschen- und Kulturgutes einzutreten, es gab und gibt neben „ernsten“ Höfen auch „lustige“, und nicht zuletzt macht die Ungezwungenheit, wie da nun in die epische Breite der Gesamtschilderung einige Neckereien und Kinderereien miteingeflochten werden und durch scherzhafte Kleinigkeiten oder gar durch so seltsame Insassen wie den Schwarmgeist Albiez das Leben der Bauern und des Bauerngesindes eine ganz andere Beleuchtung erfährt, den Romanverlauf durchsichtig und spannungreich. Man lese daher diesen neuen Hermann Eris Busse; man wird nicht bloß aus dem leichten Anklang an die Mundart viel Nähe und Liebe zum Leben seiner Schwarzwaldmenschen empfinden, sondern bei diesem wirklich in den Volkstiefen wurzelnden und ebenso trübsamen Dichter wie die alteingesessenen Geschlechter, von denen die jetzt fertige Trilogie heroische Kunde gibt, auch manche Erkenntnisse von wahrhaft volkstümlicher Gegenwartsbedeutung vorfinden.

H. Sch.